

im aufgesprungenen Mörkel haben sich die Krankheitskeime von den letzten Infassen her verschaut, und selbst zu neuen Wohnungen wird altes, vergiftetes Material verwandt. Und ist die Wohnung von Hause aus rein, und sorgt die Frau noch so gut für Sauberkeit, so bringen die Kinder eine Ansteckung aus der Nachbarschaft oder aus der Schule mit nach Hause. In den meisten von Arbeitern bewohnten Häusern sind nicht einmal offene Fenster erreichbar. Das bische theuer erkaufte Wärme kann man nicht auf die Gasse lassen, denn die feuchte Kälte der unbesonnenen, mit einer Handvoll Kohlen geheizten Stube wäre unerträglich. Selbst bei milderem Wetter läßt man die Fenster zu, um den Rauch oder den Gestank der benachbarten Fabrik abzuhalten. Und wie sieht es aus mit dem Aufenthalt im Freien für den Arbeiter mit einem elf- bis zwölfstündigen und noch längeren Arbeitstag, für die Näherin mit einem sechzehnstündigen, für die Schulkinder, welche in der Hausindustrie beschäftigt sind? Und das Ausspucken? Was soll der Arbeiter mit seinem Auswurf beginnen? Zu Hause freilich kann er einen Spucknapf gebrauchen, und damit wäre schon viel gethan, aber draußen und bei der Arbeit geht das nicht. In das Taschentuch zu spucken ist ebenso gefährlich wie auf den Boden. Das einzige Mittel, um den Auswurf unschädlich zu machen, ist der Gebrauch einer Taschenspuhsflasche, und diese kostet drei Mark. Und nun gar die Unterernährung und die Uebermüdung. Wie soll der Arbeiter diesen Uebeln entgegen? Wir haben neulich ausgerechnet, daß der Durchschnittslohn nicht einmal bei einer dreiköpfigen Familie für das Unentbehrlichste an Nahrung hinreicht. Der verheirathete Mann mit Frau und Kind ist bereits dem chronischen Hungern verfallen. Und für die schwere Ueberarbeit der Meisten spricht schon die einfache Angabe der Arbeitsstunden deutlich genug.

Schmutz, Hunger, Ueberarbeit, das sind die Bedingungen, unter denen alle ansteckenden, also auch die fälschlich sogenannten „Erfältungskrankheiten“ entstehen. Von der heutigen Gesellschaft sind diese Bedingungen unzertrennlich und unzertrennlich von ihr sind deshalb auch die hier in Frage kommenden ansteckenden Krankheiten. Ihre Ausrottung ist eine Aufgabe, der nur eine sozialistische Gesellschaft gewachsen sein kann. Diese Aufgabe ist eine der dringendsten, welche ihr bevorsteht, aber auch eine, die sie am glänzendsten lösen wird. Die sozialistische Gesellschaft wird in der Hinsicht ganz andere Ziele erreichen, als die heutige Hygiene sich als möglich zu stecken gewagt hat. Sie wird zunächst ein Menschenmaterial schaffen, welches dem heutigen gleicht wie etwa homerische Helden den ausgehungerten jächlichen Webern. In solchem Menschenmaterial gedeihen Krankheitserreger schwer. Sie wird die alten, verseuchten Wohnanstalten wegfegen und neue, reinliche und reinzuhaltende Wohnungen auf einem Boden errichten, der nicht wie jetzt mit Krankheitsregenern aller Art verunreinigt ist durch langjährige Ansiedlung von Geschlechtern, welche von Infektionskrankheiten schwer heimgejucht waren. Und sie wird diese neue Wohnungen und diesen jungfräulichen Boden vor dem Eindringen von Krankheitsregenern bewahren. Denn ihr wird es gelingen, Erkrankte von Gesunden sofort und ausreichend abzuisondern und auf diese Weise jedes Umsichgreifen von Seuchen im Keim zu verhindern. Ferner ist sie allein im Stande, Unterernährung wie die Ueberarbeitung zu beseitigen.

Das sind Ideale, welche sich die heutige Gesellschaft nicht träumen läßt, welche aber die sozialistische Gesellschaft nicht nur träumen, sondern auch verwirklichen wird.

Eine Ärztin. („Gleichheit.“)

Soziales und Partei-Leben.

Eine Agitationstour durch Holland unternimmt Ende dieses Monats Liebknecht. Derselbe folgt einer Ein-

ladung der holländischen Genossen und wird in Amsterdam, Delft, Leyden und Utrecht Vorträge halten.

Die Stellung der Frau beim Theater behandelte Fräulein Anna Henneberg (unsern Lesern bekannt von ihrem Engagement am Lübecker Stadttheater) unlängst im Berliner Hausfrauen-Verein. Die Vortragende, die vermöge ihrer Beziehungen zur Bühne — die Dame ist Hofopernsängerin — mit der Lage ihrer Mitschwester genau vertraut ist, entwarf ein trübes Bild von den Kämpfen und Leiden der weiblichen Bühnemitglieder. Das Studium einer Opernsängerin kostet nach ihren Angaben in vier Jahren etwa 20 000 Mk. Nach ihrer Ausbildung erhält sie dann die Sängerin im günstigsten Falle ein Engagement mit 200 Mk. pro Monat. Von diesem Betrage seien noch große Unkosten abzuziehen, so daß der jungen Dame kaum mehr als 120 Mk. bleiben. Dabei sei der Dienst äußerst schwer. Dem Direktor seien in dem Kontrakt sehr viele Rechte eingeräumt, während die Sängerin eigentlich nur das Recht habe, Strafgeelder zu zahlen. Bei Krankheit und Invaldität sei durchaus nicht in genügender Maße für die Bühnengehörigen gesorgt; der Theaterleitung stehe das Recht zu, der Angestellten bei Krankheit die Gage zu kürzen und die Entlassung zu verfügen. Die Rednerin führte aus, daß die Lage der anderen weiblichen Mitglieder noch schlimmer sei als die der verhältnismäßig günstig gestellten Sängerinnen. Es sei dringend zu wünschen, daß den geschickten Missethäter bald im Wege der Gesetzgebung abgeholfen werde.

In Leipzig bei Leipzig sind sämtliche Forderungen der ausständigen Holz- und Metallarbeiter der Flemmingschen Pianoforte-Mechanikfabrik bewilligt. Der Ausstand ist beendet.

Ins Inn und Fern.

Flensburg. Zum Morde in Hockerup. Wie man den „Fl. N.“ aus Hockerup schreibt, nimmt die Aufregung der Bevölkerung in der Nähe der Morbstätte immer mehr zu, was um so erklärlicher ist, als man Nachts im Stalle des Forsthauses Kjelstruphof einen verdächtigen Menschen vorfand, der aber leider entkommen ist. Viele Thüren werden selbst am hellen Tage verschlossen gehalten. Die Frauen wagen weder auszugehen, noch allein daheim zu bleiben. Die Frau des Gemeindevorstehers Schütt hat übrigens mit dem Wichte einen argen Kampf zu bestehen gehabt. Die Kleider waren ihr zerseht und theilweise vom Leibe gerissen. Nur dem Naken eines Milchwagens hat sie ihre Rettung zu danken. Auf die Ergreifung des Mörders soll jetzt eine Belohnung ausgesetzt werden, was hoffentlich dazu beitragen wird, daß man die Nachforschungen mit noch größerer Energie fortsetzt. Von hier sind zwei Kompagnien ausgerückt, denen sich, wie es heißt, eine Kompagnie der Sønderburger Garnison anschließen soll, um gemeinschaftlich die Holzungen zu durchsuchen, in denen sich der Mörder aufhalten könnte. Inzwischen wurde der hiesigen Polizeibehörde von einem Landbriefträger die Mittheilung gemacht, daß der des Mordes verdächtige Zuchtthäusler Ludwigen auf Gut Hærrislee zu Mittag gespeist habe. Erst nachdem er sich entfernt, sei man zu der Ueberzeugung gelangt, daß man den Mörder beherbergt habe. Ob sich die letztere Mittheilung wirklich bestätigt, ist noch die Frage. Die Obduktion der Leiche der Frau Callen ergab, daß auch hier ein Fall von Nothzucht vorliegt; auch hierin dürfte ein Anhaltspunkt erblickt werden dafür, daß Ludwigen, der ja wegen solcher Verbrechen bereits 19 Jahre im Zuchtthaus zubachte, der Thäter ist. Die Ermordete war zum zweiten Male verheirathet. Der erste Mann wurde bei dem Düppeler Sturm des Jahres 1864 schwer verwundet, worauf er bald nachher im Lazareth auf Seeland starb. Mit dem zweiten Manne lebte sie in glücklichster Ehe, zwei erwachsene Söhne, von

denen einer zur Zeit bei den Einunddreißigern in Altona dient, sowie eine Tochter waren der Eltern Freude. Leute, die mit der Ermordeten Umgang pflegten, schildern dieselbe als eine tüchtige, sparsame und saubere Hausfrau. Da es immerhin denkbar ist, daß der Mörder nach anderer Gegen hin entschläpft ist, wollen wir nachstehend dem Signalement desselben Raum geben: Mittelgroße Statur, Alter Mitte der Bierziger, kurzer dunkelgrauer Vollbart. Sprache plattdeutsch und auch mangelhaft hochdeutsch. Seine Kleidung muß nach der Auffindung der alten Kleider bestehen aus dunkelbrauner Joppe mit Stehtragen, langen Schafskieseln und dunklem Filzhut.

Im Auslande ermordet. Wie der „Hamb. Corr.“ chilenischen Zeitungen von Anfang Dezember vorigen Jahres entnimmt, ist in Santiago ein deutsches Mädchen unter ungewöhnlichen Umständen von ihrem Liebhaber ermordet worden: Der junge und allgemein angesehene Advokat Dr. Joze Figueira in Santiago unterhielt seit drei Jahren ein Liebesverhältnis mit einem 20jährigen sehr schönen deutschen Mädchen, das schon in frühesten Kindheit mit Verwandten nach Chile gekommen war. Figueira entwarf jedoch einen teuflischen Plan, die Geliebte zu verderben und selbst noch Nutzen aus dem Tode des Mädchens zu ziehen. Er hatte ihr ein kleines Haus mit vornehmer Ausstattung gekauft, sie dann aber genöthigt, einen Erbschaftsvertrag zu unterzeichnen, wonach im Falle ihres Ablebens er sie beerben sollte. Nachdem dieser Vertrag notariell beglaubigt worden war, verscherte er das Leben des Mädchens bei einer nordamerikanischen Gesellschaft für 30 000 Dollars. Dies alles war schon im Jahre 1895 geschehen. Während des Winters 1896 (der auf der südlichen Halbkugel zeitlich unserem Sommer entspricht) klagte dann Figueira bei jeder Gelegenheit seinen Freunden und Berufsgenossen, seine Geliebte sei sehr krank und scheine der Schwindsucht verfallen zu sein. Auch zog er mehrere Aerzte zu Rathe, die auch, da das Mädchen hustete und theilweise ein wenig an Brustschmerzen litt, die Anfänge von Schwindsucht bei ihr zu entdecken glaubten. Der Advokat beschaffte sich nunmehr aus einer Apotheke eine Mischung von Strichninn und Arsenik, angeblich zur Reinigung eines Hauses von Insekten, und vergiftete damit am 6. November seine Geliebte. Er richtete es so ein, daß er am Abend mit einigen Freunden das Theater besuchte und gleich darauf in seinem Klub erschien, wo er noch die halbe Nacht verblieb. Zwischen Theater und Klub war er jedoch auf wenige Minuten zu der damals allein wohnenden Geliebten gefahren, die ihn zum Nachtmahl erwartete und wobei er ihr offenbar das Gift in eine Speise mischte. Am andern Morgen fand die Aufwärterin das Mädchen tod auf dem Sofa liegend und der herbeigerufene Arzt gab als die Todesursache einen Anfall von Athemnoth an, der die Erstickung des Mädchens herbeigeführt habe. So wurde dasselbe ohne Weiteres bestattet und Figueira beantragte bei der Lebensversicherung die Auszahlung der Prämie. Inzwischen aber hatte der Kutscher des Advokaten Verdacht geschöpft, und da dieser ihn kurze Zeit nachher eines kleinen Verschens wegen entließ, theilte er seinen Verdacht der Behörde mit. Es erfolgte darauf die Wiederausgrabung der Leiche, wobei man sofort die Thatsache der Vergiftung feststellte. Dem Advokaten aber gelang es noch zuvor zu entkommen, und man vermuthet, daß er sich entweder nach Argentinien oder nach Spanien begeben hat.

Ein Raubmord wird aus der Ortshafst Parysow im russischen Gouvernement Rados gemeldet. Die aus acht Personen bestehende Familie des als reich geltenden jüdischen Schankwirths Josef Rosklnski wurde in der Nacht zum Mittwoch von einer Räuberbande überfallen, beraubt und ermordet, worauf die Mörder das Haus in Brand steckten und entflohen.

„Dort ist die Thür. Vorwärts.“
 Beide tappten sie weiter.
 Dieser zweite Schlüssel paßte weniger gut, schließlich öffnete er aber doch.
 Während Fried den Hebel der Doppelthür abdrehte, packte ihn Bertram plötzlich am Arm.
 „Halt“, zischte er, „hörst Du nichts?“
 Fried wurde sahl im Gesicht.
 „Was? Was?“ stotterte er.
 „Dort — hinter jener Thür — ein laises Geräusch.“
 Er deutete nach dem Lagerraum. „Wenn Verrath im Spiel wäre, wenn Du —“
 „Unsinn“, gab Fried zurück, indem er sich mit Gewalt faßte. „In diesen Baracken tanzen die Ratten zur Nachtzeit. Das ist Alles!“
 „Ratten, hm — ja. Nur weiter“, erwiderte Bertram, in das noch immer farblose Gesicht Fried's blickend.
 Seine Blicke glühten und ließen den Verräther das Schlimmste befürchten.
 Aber noch war Bertram unsicher in seinem Verdacht. Es konnten Ratten sein, gewiß.
 Die letzte Thür war gesprengt.
 Die beiden traten in das Geschäftslokal.
 „Dort“, jagte Bertram kurz und deutete nach dem großen Selbstschrank.
 Fried wünschte, daß die nächsten Minuten schon vorüber wären.
 Er hatte einige Instrumente auf den Tisch gelegt, darunter eine armlange, aus bestem Stahl gearbeitete Eisenstange.
 „Worauf wartest Du noch?“ fragte Bertram den Bögern und holte hierauf das Licht.

„Ich fange an“, erwiderte Fried.
 Er faßte den Stahlbohrer und trat gegen den Schrank zu.
 In diesem Augenblick stieß er einen Stuhl um, so daß dieser mit Gepolter zur Erde fiel.
 „Zum Teufel!“ fluchte Bertram. „Was magst Du denn?“
 Aber das letzte Wort blieb ihm buchstäblich in der Kehle stecken.
 Die Thür war aufgesprungen und Bertram sah sich vier Männern gegenüber.
 Er war in eine Falle gegangen, trotz aller Schlaubeit.
 „Ergib Dich, Durche!“ donnerte Balder, den Revolver in der Hand.
 Der Verbrecher stieß einen wilden Schrei aus.
 „Freiwillig nicht!“
 Er schlang die Hebelstange.
 Die Ader an seiner Stirne schwollen an vor Wuth. In diesem Augenblick wurde es Fried unheimlich; er wollte rasch an die Seite des Kommissars springen. Aber wie ein Raubthier stürzte Bertram auf ihn zu und faßte ihn am Halse.
 „Also doch Verräther! Da, nimm Deinen Lohn!“ Ein gellender Schrei — blutend brach Fried zusammen. Ein furchtbarer Streich der Eisenstange hatte ihn auf den Kopf getroffen.
 Der Angriff war mit solcher rapider Schnelligkeit erfolgt, daß ein Dazwischenspringen zu spät kam.
 Drei Männer warfen sich nun auf den rasend um sich schlagenden Verbrecher.
 Der Uebermacht allein unterlag er.
 An beiden Händen gefesselt, lehnte er schließlich schwer

keuchend an der Wand, auch jetzt noch von den Gendarmen gehalten.
 „Kennen Sie den Kerl?“ fragte der Kommissar Volken, indem er Bertram in's Gesicht leuchtete.
 „Diese Züge erinnern mich an Jemand — aber ich weiß nicht —“ sagte Volken unsicher.
 Der Gefesselte verzog den Mund zu einer hohnvollen Grimasse.
 Der Kriminalbeamte riß dem Verbrecher plötzlich den braunen Vollbart mit einem kräftigen Ruck vom Gesicht.
 „Wahrscheinlich?“
 „Stephan Miltich, mein Buchhalter!“ schrie Volken in grenzenloser Ueberraschung.
 Der Entpöppelte warf einen giftigen Blick auf seinen Herrn.
 „Daß mich dieser Hund verrathen mußte!“ stieß er hervor.
 Dann preßte er die Zähne aufeinander und sprach von nun an kein Wort mehr.
 Der Kommissar beugte sich über Karl Fried, welcher regungslos dalag.
 Mit ernster Mine erhob er sich.
 „Herr Volken, wenn Sie dem armen Menschen hier dankbar sein wollen, so eilen Sie nach dem Stadthaus hinüber, wo ein Gensdarmerieposten wacht. Fried muß sofort ins Krankenhaus gebracht werden. Die Wache wird das schon veranlassen.“
 Volken eilte fort.